Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 11. Bromberg, den 15. Januar 1927.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(46. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Letztes Kapitel.

Die Schuld war bezahlt, er konnte Schauspieler werden — nur die Krankheit stand noch zwischen ihm und seinem Ziele. Selten hatte der Arzt einen so tapferen, heiteren, fügsamen Patienten gehabt, wie es Sender jetzt war, aber selten auch einen, der den gütigen Mann so oft zu seinem barschen Ton gezwungen. Dieser Gegensatz zwischen dem rührenden Glauben des Kranken und der herben Wirklichkeit ergriff ihn immer wieder tief.

Die anderen aber freuten sich nur über die Wandlung und schöpften neue Hoffnung, auch der Pater und der Marschallik. Sollten sie dem Arzte mehr glauben, als ihren eigenen Augen? Sender wurde ja zusehends wieder kräftiger, das Gesicht war leicht gerötet, die Augen glänzten, auch der Husten hatte fast ganz aufgehört; freilich wurde der Atem kürzer, aber auch das gab sich wohl. Vor allem aber täuschten sie sein Mut, sein Selbstvertrauen über seinen Zustand hinweg.

Nun war alles anders als früher; jeder Besuch freute ihn, mit den Freunden sprach er auch von seinen Plänen; nur kurz freilich, schon weil ihm der Arzt vieles Reden untersagt, aber aus jedem Wort klang felsenfeste Zuversicht. Frau Rosel empfand dies jedesmal als einen rechten Stich ins Herz, aber sie schwieg, ihre Zusage wollte sie halten. Auch las er nun wieder eifrig, und als er zum ersten Male das Bett verlassen konnte, schrieb er einen langen Brief an Nadler, worin er erzählte, wie es sich mit ihm gefügt, daß er nun auf dem Wege zur Genesung sei und bitte, ihn nicht zurückzuweisen, wenn er sich — hoffentlich bald — zum Antritt seines Engagements melde. Der Direktor erwiderte umgehend aus Lemberg: Sender werde ihm immer willkommen sein, und nun könne er ihm auch bessere Vorbilder bieten als in Czernowitz, er sei zum Direktor des Lemberger deutschen Theaters ernannt worden und übernehme im Herbst die Leitung.

Sender war selig; jeder der Freunde mußte den Brief lesen. „Bis zum Herbst bin ich ja längst gesund," sagte er. „Der Herr Doktor hat es mir ja versprochen."

In der Tat hatte der Arzt zum mindesten nicht widersprochen, als Sender um Antwort gedrängt und sie sich dann selbst gegeben. „Im Herbst wollen wir dann weiter lügen," dachte er mitleidsvoll, „wenn es noch nötig sein sollte — —" Laut aber sagte er: „Natürlich müssen Sie vorher nach Delatyn zur Molkenkur!" Heilung konnte sie Sender nicht mehr bringen, aber Erleichterung der Atemnot.

Der Kranke war es zufrieden, auf Mitte Juni war die Abreise festgesetzt. Aber nun erhob sich die Schwierigkeit, wer ihn begleiten sollte, denn der Arzt bestand darauf, daß er nicht allein gehe. Frau Rosel konnte von ihrem Posten nicht abkommen, auch hatte sie die Todesangst während Senders Flucht nicht recht verwunden und war in den letzten Monaten sehr gebrechlich geworden. Jütte? Sie selbst wäre freilich auch dazu bereit gewesen, aber das verbot die Sitte. Auch Sender sah dies seufzend ein, sonst hätte er sich keine bessere Gesellschaft zu wünschen gewußt. Das Mädchen war ihm durch seine selbstlose Güte sehr teuer geworden, er liebte sie so recht wie eine Schwester.

„Nüßele," sagte er ihr einmal, „was hast du für ein golden Herz!" Seit den Tagen seiner Krankheit duzten sie sich. „Darum verstehst und begreifst du auch alles — nur durchs Herz. Ich denk' mir nur immer: wo nehmen wir einen Mann für dich her, der deiner wert ist!"

Ihr war sehr weh, als er so sprach, aber sie bezwang sich. „So ein Mensch ist eben noch gar nicht geboren," erwiderte sie, „und darum muß ich ledig bleiben."

„Behüte!" erwiderte er lächelnd. „Er ist schon unterwegs. Wenn er kommt und ich bin nicht mehr da, dann will ich bei der Hochzeit nicht fehlen, und wenn ich aus Berlin oder Hamburg herreisen müßte. Mit einer großen Kiste voll Geschenke komm' ich dann gefahren, Nüßele, und schau' mir den glücklichen Menschen an, der das beste Weib auf der Erde bekommt."

Da wandte sie sich ab und ging rasch hinaus; ihre Kräfte drohten sie zu verlassen. Außer dem Arzt wußte wohl sie am besten, wie es um Sender stand; auch dies hatte ihr das Herz gesagt, das Herz, das ihn liebte.

Schon war beschlossen, daß ein gemieteter Wärter Sender begleiten sollte, als das Schicksal für einen besseren Pfleger sorgte.

Als Sender eines Nachmittags mit dem Marschallik auf dem Bänkchen vor dem Hause saß, unter dem Lindenbaum, fuhr der Alte plötzlich auf und rief, auf die Straße deutend: „Da ist ja der kleine, jüdische Spieler aus Borszczow."

Sender blickte auf, auch er erkannte Können sofort. Langsamen Schrittes, das Haupt gebeugt, kam der Kleine, ein Ränzelchen auf dem Rücken, dahergegangen. Als er Sender gewahrte, blieb er wie starr vor freudigem Schrecken stehen und eilte dann auf ihn zu.

„Also Sie leben!" rief er und faßte nach seiner Hand. „Sie leben!"

„Natürlich", erwiderte Sender. „Nicht mein Geist. Fühlen Sie nur, Fleisch und Blut, wenn auch noch etwas wenig. Hat man mich tot gesagt?"

„Gottlob!" rief der Kleine, ohne auf die Frage zu antworten, dann begrüßte er auch den Marschallik, der ihm freundlich die Hand drückte. Ohne seine Hilfe hätte er Sender in Borszczow kaum von Stickler losgebracht; der Direktor hatte fünfzig Gulden Entschädigung verlangt und sich schließlich nur auf Könnens Vorstellungen mit fünfzehn begnügt.

„Kommen Sie als Quartiermacher?" fragte er. „Ich fürcht', in Barnow werden Sie keine guten Geschäfte machen."

Der Kleine schüttelte den Kopf. „Ich bin kein Schauspieler mehr", sagte er düster. Und nun erst sah Sender, daß ihm ein Wald schwarzer Stoppeln im Gesicht wucherte.

„Und die Gesellschaft?"

„Aufgelöst", erwiderte Können und um seinen Mund zuckte es schmerzlich. Dann setzte er zum Reden an, blickte auf den Marschallik und verstummte wieder.

Der Alte verstand den Blick und ließ die beiden allein.

„Es freut mich, daß Sie sich endlich losgemacht haben," sagte Sender. „Es war hohe Zeit . . ."

„Das war's", erwiderte Können, „aber ich habe mich nicht losgemacht . . ." Er blickte zu Boden, seine Lippen bebten. „Ich hätte es nie gekonnt . . . Sie ist . . ."

„Tot?!" rief Sender bewegt. Wie immer sie sonst gewesen, ihm hatte sie Teilnahme erwiesen. „Wie schade! Ein solches Talent! Aber sie war ja noch so jung und ein

blühendes Geschöpf." Da erinnerte er sich ihres gellenden Lachens, ihrer verzweifelten Reden. „Hat sie sich etwa selbst . . .?"

Können nickte, sprechen konnte er nicht. „Sie hat sich vergiftet", stieß er endlich hervor. Aber es währte lange, bis er erzählen konnte: „Sie wissen wohl noch, Birk hat einst viel für sie getan und sie es ihm übel gelohnt. Sie hat ihn zuerst betrogen, dann sich ganz von ihm losgesagt. Er hat nie ein Wort darüber gesprochen, vielleicht habe nur ich gewußt, daß dies das Schmerzlichste war, was den Unglücklichen in seinen letzten Jahren getroffen hat; seit dem Bruch mit der Schönau ist es immer rascher mit ihm abwärts gegangen. Und er war dazu verdammt, sie täglich zu sehen, er hat auch dies ertragen müssen, nur daß er außer der Bühne nie ein Wort mit ihr gesprochen hat. Um Mitte Mai — wir waren eben in Kolomea — sagt er mir einmal vor der Vorstellung der Räuber: „Ich fürchte, heut' bring' ich's nicht zu Ende!" Und richtig, gleich in der ersten Szene — er hat den alten Moor gespielt und Hoheneichen erzählt eben von Karls Verworfenheit, stöhnt er bei den Worten: „Mein, mein ist die Schuld!" auf und greift sich an die Stirne und sinkt zurück und röchelt leise. Und das war so schauerlich, daß eine Bewegung durchs Publikum gegangen ist und alle gesagt haben: „Großartig!" Und Hoheneichen merkt auch nichts und spricht weiter, aber auf das nächste Stichwort ist Birk nicht mehr eingefallen. Es war ein Nervenschlag . . ."

„Entsetzlich," murmelte Sender.

„Für ihn war's eine Erlösung", fuhr Können fort, „nur daß er nicht gleich tot war. Drei Tage ist er dagelegen und hat geröchelt und Worte gelallt, die ich nicht verstanden habe. Denn ich habe ihn gepflegt und war sehr betrübt, denn er hat mich nie gehöhnt. Aber das war in jenen Tagen nicht mein größter Schmerz, sondern" — er stockte — „aber warum sollt' ich's Ihnen nicht sagen, da es gottlob nicht wahr war? — Der Souffler von Nadlers Gesellschaft, der mein Freund ist, hat mir geschrieben, Sie liegen im Sterben. . . . Also, am dritten Tage, wie ich eben bei ihm bin und sehe, es geht zu Ende, klopft es an die Tür, ich blicke hinaus: die Schönau. Sie hat entsetzlich ausgesehen. „Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe", sagt sie, „vielleicht verzeiht er mir vor dem Tode!" Und obwohl ich abmahne, tritt sie ein. Da zuckt es in seinem Gesicht, er sucht die Hand zu heben. „Weg!" ruft er. — „Ferdinand!" schluchzt sie und wirft sich vor seinem Bett nieder. Da richtet er sich plötzlich auf und lallt: „Weg! Dirne! Mörderin!" Und sinkt zurück und stirbt, nud noch im Tod war auf seinem Gesicht der Abscheu und der Zorn . . ."

Er atmete tief auf und fuhr fort: „Drei Tage ist sie still herumgegangen, aber mit einem Gesicht — uns allen hat nichts Gutes geahnt. Da bekommt der Stickler Furcht und bittet einige Edelleute, daß sie sie zu einem Souper einladen. Und sie sagt zu. „Genug gejammert", lacht sie, „es holt uns doch alle der Teufel!" Aber wie das Souper beginnen soll, kommt sie nicht. Und wie einer auf ihr Zimmer geht, sie zu holen — — —"

„Sie war sogleich tot?" fragte Sender.

Können nickte. „Blausäure, sie kann nicht gelitten haben." Wieder schöpfte er tief Atem. „Von mir will ich nicht reden. . . . Nach dem Begräbnis habe ich dem Stickler gesagt: „Nun geh' auch ich." Und obwohl er mich nun plötzlich wieder „du" genannt hat, der Lump, bin ich fest geblieben. Mit den drei anderen hat er nicht fortspielen können — und ohne solche Zettel! — so hat sich die Gesellschaft aufgelöst. Sie suchen nun einzeln ein anderes Engagement, nur die Linden nicht, die wird Putzmacherin in Czernowitz."

„Und was haben Sie vor?" fragte Sender.

„Ich hoffe, der Herr Doktor Bernhard Salmenfeld hier nimmt mich in seine Kanzlei. Ist bei ihm keine Stelle frei, so versuch' ich's anderswo. Um mich ist mir nicht bange."

„Mir auch nicht", sagte Sender. „Und ich wünsche Ihnen Glück, daß — verzeihen Sie, Sie haben's selbst so genannt — der Wahnsinn zu Ende ist."

Können schüttelte den Kopf.

„Der Schauspielerwahnsinn, da haben Sie recht. Aber das andere . . ."

Er wandte sich ab, dann griff er nach Stock und Ränzel und ging mit stummem Gruß der Stadt zu.

Salmenfeld wollte den Mann, den er als verläßlich kannte, gern behalten, mußte aber erst seinem Sollizitator kündigen. So war Können für die nächste Zeit frei und gern bereit, Sender nach Delatyn zu begleiten. Frau Rosel war freilich etwas besorgt: ein Fremder und ein einstiger „Spieler" dazu! Aber ihr Mißtrauen war unbegründet, treuer als er hing selbst Moskal nicht an seinem Herrn.

Ehe sie die Reise antraten, suchte Sender zum ersten Mal die Gräber seiner Eltern auf. Rabbi Manasse hatte einst den Fremden die Ruhestätte an der Friedhofmauer angewiesen, wo die Ärmsten gebettet werden, aber die Gräber fand Sender wohlgepflegt; auch für zwei stattliche Grabsteine hatte Frau Rosel gesorgt. Lange saß er auf dem Grabhügel seines Vaters, der von dem der Mutter nur durch einen schmalen Raum getrennt war, der eben noch knapp für eine Grabstätte reichte. „Ich war im Leben nicht bei ihnen", dachte er, „im Tode will ich es sein, wohin immer mich mein Weg führt. Hier wird sich's einst nach langer, hoffentlich segensreicher Arbeit am besten ruhen." Und er bat noch selben Abends den Marschallik, ihm bei der Gemeinde das Grab zu sichern. „Ich fühl's", sagte er, „ich werde lange leben. Wer weiß, wie überfüllt dann der Friedhof ist. Es soll sich nichts Fremdes zwischen uns drängen." Der Alte konnte ihm schon am nächsten Tage die Bestätigung der Gemeinde bringen.

Der Flecken Delatyn liegt in den Karpathen, etwa zwölf Meilen von Barnow; er wird seiner würzigen Tannenluft sowie der kräftigen Molke wegen viel von Lungenkranken aufgesucht. Dort verbrachte Sender mit seinem treuen Können sechs stille, schöne Wochen. Sie suchten niemandes Bekanntschaft; die Gesellschaft des Kleinen genügte Sender vollständig; er konnte ja mit ihm vom Theater sprechen! Dazu die Bücher, die schöne Natur, die Hoffnung, schon in zwei Monaten nach Lemberg zu gehen — er fühlte sich glücklich, fast wunschlos.

Auch mit seiner Gesundheit ging es immer besser. Zwar die Schwäche wollte nicht weichen, aber aus dem Spiegel blickte ihm ein volleres Gesicht entgegen und das Atmen ging leichter. Selbst der Arzt war einen Augenblick freudig überrascht, als Sender sich nach seiner Rückkunft bei ihm meldete. Aber die Freude verflog, als er das Hörrohr an die Brust des Kranken legte. Dennoch widersprach er nicht, als dieser fragte: „Nicht wahr, im September darf ich nach Lemberg?" Wohl aber beriet er mit Salmenfeld. „Da muß wieder einmal Ihre Bekanntschaft mit Nadler aushelfen", sagte er ihm. „Er muß ihn durch irgendeinen Vorwand auf den Frühling vertrösten . Spätestens im November ist der arme Junge erlöst."

(Schluß folgt.)

Der große Bannfluch von Munkacs.

Das Rabbinat in Munkacs in Karpatho-Rußland, das überwiegend von Juden bevölkert ist, sprach in Anwesenheit von mehr als 5000 Juden den großen Bannfluch gegen alle jene aus, die den Rabbiner von Munkacs, Spira beschimpft haben. Die Vorgeschichte dieser feierlichen Exkommunizierung — innerhalb der letzten tausend Jahre sind außer dem Fall Spinoza und Maimonides nur noch drei Fälle dieser Art bekannt — ist folgender:

Der Rabbiner von Belz (er ist erst unlängst gestorben) und der Rabbiner von Munkacs, Spira, befehdeten einander schon seit Jahrzehnten. Nun erhielten die vornehmen jüdischen Familien von Munkacs einen hebräischen Flugzettel, worin bekanntgegeben wurde, daß der Munkacser Oberrabbiner Spira exkommuniziert werde, weil er den Belzer Rabbiner mit nicht wiederzugebenden Anklagen beleidigt und verfolgt habe. Den Flugzettel hatten Munkacser und Belzer Chassiden unterschrieben. Dem Flugzettel zufolge hätten sich auch die Gemeinden Lemberg, Tarnopol und Wien dieser Exkommunizierung angeschlossen. Der Flugzettel rief ungeheure Empörung unter den Anhängern Spiras hervor. Bis aus Amsterdam kamen Anfragen. Der Verfasser des Flugzettels blieb unbekannt. Man konnte auch nicht feststellen, ob die Exkommunizierung auch tatsächlich erfolgt sei.

Darauf wurde in allen Munkacser Tempeln bekanntgegeben, daß alle Juden, Greise, Frauen und Männer, Erwachsene und Kinder am Sonntag, 3 Uhr nachmittags, im Großen Tempel zu erscheinen haben. Schon um 2 Uhr war der Tempel überfüllt. Die Bundeslade war mit einem weißen Leinen überdeckt. Zuerst wurden die Fluch-Psalmen Davids gesungen. Die Thora wurde der Bundeslade entnommen und abwechselnd von zwei Männern in die Höhe gehalten. Die Mitglieder des Gerichts zogen ihre Totenhemden an. Der Vorsitzende hielt eine Ansprache und dann begann der Fluch.

Der Rabbiner Spira zeigt sich dem Volke nicht und empfängt auch niemanden mehr. Bemerkenswert ist, daß nach tschechoslowakischem Gesetz die Ausrufung eines Bannfluches verboten ist und mit schweren Strafen — von 6 Monaten bis 2 Jahren Gefängnis — geahndet wird.

Reise-Erlebnisse der „Spinntante" im Bezirk Bromberg.

Wenn jemand eine Reise tut, dann kann er was erzählen, und da ich seit fünf Jahren beinahe jeden Sonntag an einem anderen Ort der ehemaligen Provinz Posen gewesen bin, so habe ich natürlich mancherlei ernste und heitere Erlebnisse dabei gehabt.

Zuerst aber muß ich wohl die Bezeichnung „Spinntante" erklären, manche Leserin oder Leser denkt sicher, daß man im Zuchthaus Wolle spinnt, weiß ich wohl, im Diakonissenhause aber sollte man wohl anderes zu tun haben. Nun, auch ich habe vier Jahrzehnte in der Krankenpflege gestanden; früher oder später kommt aber auch für die eifrigste Schwester einmal die Zeit, wo Kopf und Hand den Dienst versagen. Als ich beinahe gar nicht mehr schlafen konnte, bat ich unsere Hausleitung, aus der Krankenpflege herausgenommen zu werden, man gab mir daraufhin die Verwaltung eines der beiden Erholungshäuser, die wir besitzen. Im letzten Winter meines Dortseins lernte ich spinnen, denn nach vierjähriger Tätigkeit dort ging es mit den Körperkräften schnell abwärts, und ich wollte die Spinnerei im Mutterhause als Feierabend-Arbeit betreiben. Es war damals die Zeit der größten Wollnot, man bekam für viel Geld nichts oder nur sehr minderwertiges Zeug.

Woher aber nun Material, Spinnräder und auch etwas Geld nehmen? Ich verfaßte einen kleinen Aufsatz, Humor und Ernst gemischt, teilte darin meine Wünsche und Hoffnungen mit und unterschrieb „die Spinntante" des Neuen Diakonissenhauses, und diese Bezeichnung ist mir bis jetzt geblieben.

Wie aber wurde aus der Spinntante auch eine Reisetante? Es ist mir immer eine liebe Gewohnheit gewesen, in der Dunkelstunde ein paar Kranke in unserem Hause aufzusuchen, ihnen ein Viertelstündchen zu verplaudern, aufzuheitern, zu trösten, je nachdem es not war. Da wurde mir oft gesagt: „Schwesterchen, kommen Sie doch einmal zu uns, erzählen Sie uns etwas mehr von dem Hause und Werke, da gibt Ihnen gern jeder eine Kleinigkeit für die Spinnstube oder auch Lebensmittel oder was Sie sonst noch brauchen können." Hatte ich nun aus einer Gemeinde ein paar Aufforderungen, dann fragte ich bei dem betreffenden Herrn Geistlichen an: „Darf ich wohl einmal in Ihre Gemeinde kommen?" In den allermeisten Fällen war ein freudigzustimmendes Ja die Antwort. Wir sind dann zusammengekommen entweder im Konfirmandensaal, der meist viel zu klein war, oder im Gasthaussaal mit und ohne Kaffee. Einige Male mußte ich auch in der Kirche sprechen, das tue ich aber nicht gern. Mein zwangloses Erzählen scheint mir für gottesdienstliche Räume nicht recht geeignet, und etwas Heiteres kann man gar nicht bringen, ein wenig Licht ins graue Heute tut uns aber doch jetzt besonders not. — Die schlesischen Gedichte von Holtey und der Gräfin Waldersee sind mir für die Gemeinde-Nachmittage oder -Abende besonders wertvoll, da bergen sich unter köstlichem Humor ernstsittliche oder tief religiöse Gedanken. — Auch unsere größte Not, den Mangel an treuen, frommen, zuverlässigen Schwestern, kann ich dabei immer wieder in unsere Gemeinden hineinrufen. Gewiß, wir haben in der Notzeit die Liebesgaben dankbar angenommen und ich habe sie gern heimgetragen — viel größere Freude aber wäre es uns doch, wenn sich junge, ernst-gesinnte, brauchbare Mädchen bereit fänden, einzutreten in unsere Reihen. Darum auch bemühe ich mich besonders, den unklaren, verworrenen, ja oft ganz falschen Anschauungen, welche über den Diakonissenberuf noch herrschen, entgegenzutreten.

In etlichen Gemeinden des Bezirks Bromberg bin ich schon gewesen und will gern ein wenig davon plaudern. Selbstverständlich fahre ich immer 4. Güte, es kostet weniger, man kann mehr Gepäck unterbringen, ein freundlich Wort, eine kleine Gefälligkeit schließt hier auch die Herzen rascher auf. Wie manches traurige Lebensschicksal, das Elend so mancher Ehe habe ich da schon erfahren und immer wieder Gott gedankt für das köstliche Gefühl des Geborgenseins, das nie zerrinnende, sondern immer größer werdende Glück einer rechten Schwester. Verstehe ich auch kein Wort polnisch, man ist entgegenkommend gegen das Gewand, mein Bedauern, die schwere, polnische Sprache jetzt nicht mehr erlernen zu können, erfährt die sich stets gleich bleibende Erwiderung: „Na ja, auf alte Jahre lernt man schon nicht mehr." Ich muß es also wirklich glauben, daß es bei mir mit der Jugend aus und vorbei sei, da es mir oft versichert wird.

Die beiden ersten Winter meiner Reisetätigkeit waren bitter kalt und sehr schneereich, und da ich mit Vorliebe friere, sind mir oft ungewollt die Tränen aus den Augen gerollt, besonders wenn's auf offenem Wagen noch 10—15 und mehr Kilometer über Land ging. Wie wohl tat dann immer der heiße Kaffee, die warme Herzlichkeit und freundliche Fürsorge in dem lieben Pfarrhause, in dem ich nun schon dreimal gewesen bin. Dort hatte ich zum erstenmal auch Männer und junge Leute als Zuhörer und freute mich über die gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie meinen schlichten Ausführungen lauschten. Dieser Erfolg hat mich ermutigt, von da an immer zu bitten, die **ganze** Gemeinde einzuladen. Wie traut und gemütlich war es im Pfarrhause! Auf die Studierstube des alten Herrn konnte man die Gerokschen Verse anwenden: „Den Raum durchzieht ein mystisch Düften, ein unaussprechlicher Geschmack, es weht ein Schleier in den Lüften, halb Blumenduft, halb Rauchtabak." Über drei Jahrzehnte schon dient er der Gemeinde, er hat die Kinder derselben getauft, eingesegnet, getraut und viele, viele davon zur letzten Ruhe geleitet. In den Häusern seiner Gemeindeglieder ist er daheim, kennt ihre besonderen Nöte, Sorgen, Verlegenheiten, hilft und ratet, wo er nur immer kann. Ihm zur Seite steht seine liebe, rastlos tätige Frau, deren einfache, schlichte Herzlichkeit so wohltuend wirkt. Wie freuten sich die beiden lieben Menschen mit mir über die Opferwilligkeit ihrer Gemeindeglieder, brachte doch selbst ein armer Dienstjunge ein Paar Tauben, die er von seinen sauer ersparten Groschen erworben hatte. Der Reisekorb, Wollsack und Koffer wurden so schwer, daß der, allerdings nicht mehr ganz einwandfreie, Schlitten aus den Fugen ging, glücklicherweise ganz kurz vor dem Bahnhof.

In einem andern Ort war eine hübsche Adventfeier, ich freute mich, dazu passende Gedichte nach dem ernsten Teil zu haben. Durch ein Mißverständnis wurden mir hier eine Menge Gaben zuteil, die sonst an eine andere Adresse gegangen waren. Das erfuhr ich allerdings erst später, jedenfalls freute ich mich herzlich für unser Haus der reichen Spenden, denn damals hatten wir es brennend nötig. Der Pfarrer auch dieser Gemeinde war wohl beinahe vier Jahrzehnte an dem Ort. Als er mich zur Bahn brachte und alt und jung, Deutsche und Polen so freundlich grüßten, die Jungens ihr Mützlein schwangen, fielen mir wieder ein paar Gerokſche Verse ein:

> „Hans salutiert bei seinen Kindern
> Und unterm Grasbund knixt die Gret',
> Sagt', ob ein Vater unter Kindern
> Durch's Land ein Fürst geehrter geht?"

Es ist mir immer lieb, wenn an solchen Gemeinde-Zusammenkünften die jungen Mädchen mitwirken und durch Gesänge, Deklamationen oder kleine passende Aufführungen das Ganze belebter und anregender gestalten. Wie schön und anmutig führten die jungen Mädchen in einem kleinen Städtchen in weißen Kleidern, Blumenkränze im Haar einige Volkstänze auf, jeder freute sich an den schönen Melodien, den hübschen Figuren und Verschlingungen der Reigen. Eine wundervolle Vollmondnacht, der glitzernde, funkelnde Schnee leicht gefroren, begünstigte den Besuch, denn die Leute kommen oft von weither und da sprechen natürlich Wetter und Wege meist das ausschlaggebende Wort. — Ich trug dort u. a. eine Skizze aus dem Breslauer Volksleben „Der Futograf" vor, die ja immer große Heiterkeit auslöst, der Jubel, den sie aber hier erweckte, befremdete mich doch ein wenig. Doch sollte ich des Rätsels Lösung bald erfahren: es war wirklich ein Photograph anwesend, welcher nachher die ganze, fröhliche Schar knipste. — Die Reise nach dem kleinen Ort, welcher, nach Ansicht unsrer dort seit vielen Jahren arbeitenden Gemeindeschwester, die schönste Stadt der Welt ist, ging bis auf die letzte Station vorher ganz glatt. Dort aber war Jahrmarkt gewesen, und wer da alles in die vierte Klasse hereindrängte, ist unbeschreiblich. Nicht bloß dick und unförmlich verpackte Menschen, sondern auch große Kisten und Kasten, zusammengeschnürte Jahrmarktsbuden. Ich glaubte wirklich aus diesem Tohuwabohu niemals wieder herauszukommen. Zum Überfluß fuhr das Zügle wohl achtmal rangierend noch hin und zurück, und bei jedesmaligem Anhalten drängten immer wieder neue Fahrgäste herein. Auf meiner Endstation aber stand, Angstschweiß schwitzend, der Herr Pastor, denn um 6 Uhr war die Versammlung angesetzt und der Zug kam mit großer Verspätung an.

Am nächsten Tage ging es in ein sieben Kilometer entferntes Dorf. Die Fahrt war trotz des schneeverwehten Weges wundervoll, auch kamen wir aus dem Lachen garnicht heraus. Das Wägelchen war nämlich nur zweisitzig, das Geheimnis, wie darauf vier erwachsene Menschen befördert werden konnten, verraten wir aber nicht, gelt, nein, liebe, kleine Frau Pastor? Aber trotzdem die Pferdchen auf schlechtem Wege bis an die Knie durch die Schneewehen langsam dahinstolperten, kamen wir doch zu rechter Zeit glücklich an.

Im Schulhause erquickte uns die junge Lehrerfrau mit einem Schälchen „Heeßen" und dann ging es durch knietiefen, schon feucht gewordenen Schnee ein Stück Wegs bis zum Gasthof. In dem großen Saal zog es mächtig, auch der

Ofen wollte nicht, wie er sollte, aber die Stimmung wurde doch bald wärmer und belebter. Die schneeverwehten Wege hatten auch die weiter wohnenden zurückgehalten, trotzdem wurde der Saal voller, als wir erst gemeint hatten. — Hier erzählte ich u. a. von der Weltkonferenz in Stockholm, und zwar die persönlichen Eindrücke und Erlebnisse Herrn Pastor Sarowys, also Sachen, die keine Zeitung gebracht hatte; auch von Land und Leuten, Sitten, Einrichtungen und Gebräuchen der Schweden. Die gespannte Aufmerksamkeit, mit der alle zuhörten, bewies ihre Freude und Befriedigung darüber.

Um besser und schneller zurückzukommen, sollte die Heimfahrt zu Schlitten geschehen. Das Wetter war inzwischen umgeschlagen, Schnee mit Regen peitschte uns ins Gesicht, völlig durchfroren kamen wir gegen 11 Uhr zurück. Im Pfarrhause stand heißer Tee bereit und gerne suchte jeder das warme Bett auf.

Am anderen Tage durfte ich dann noch den zwei Konfirmanden-Gruppen etwas erzählen, das ist mir immer eine besondere Freude, wenn die hungrigen, gläubigen Kinderaugen mir die Worte von den Lippen lesen. — Einmal habe ich dabei eine sonderbare Erfahrung gemacht. Ich hatte erzählt, wie auch die Meerschweinchen, deren wir ja viele haben, ihr Leben im Dienst der Menschheit lassen müssen, da deren Blut, zusammen mit anderen Chemikalien, zur Feststellung der Ursache mancher Erkrankung diene. Daß ein Knabe hinausging, bemerkte ich wohl, sprach aber weiter. Nachher hörte ich, der Junge könne das Wort „Blut" nicht aussprechen hören, da werde ihm sofort übel und seinem Vater ginge es ebenso — auf eine solche Wirkung war ich allerdings nicht gefaßt gewesen.

In den ersten Jahren reiste ich immer mit einem großen Reisekorbe, in dem dann wieder noch verschiedene ineinander zu schiebende Koffer und etliche Säcke zu Werg, Flachs und Wolle steckten. Noch immer sehe ich das entsetzte Gesicht einer unserer Gemeindeschwestern beim Anblick dieses Ungetüms vor mir und höre wie sie in heller Empörung ausruft: „Ja, denken Sie denn, Sie werden diesen Korb voll bekommen?" Ich dachte: „Wenn du wüßtest, was noch alles in dem Korbe steckt", schwieg aber wohlweislich und ein wenig geknickt still. —Die Schwester wohnte im Gemeindehause, 1 Treppe hoch, im Erdgeschoß waren ein paar Sieche untergebracht. Um nun nicht fortwährend treppauf treppab zu laufen, stellten wir den Korb unten bei einem alten Fräulein ab. Natürlich war das eine Belästigung für sie und ich war darum besonders freundlich gegen sie. Nachdem ich im Konfirmandensaal gesprochen, gab sie mir mit den Worten die Hand: „Schwester, Sie haben einen guten Charakter". Es war mir nicht ganz klar, ob damit meine bezaubernde Liebenswürdigkeit, oder meine Beredsamkeit gemeint war. Voller Stolz erzählte ich es aber im Pfarrhause, die aus dem Westen Deutschlands stammende Pforrfrau meinte: „Ach darauf brauchen Sie sich nichts einzubilden. Wenn man bei uns sagt, das ist ein Charakter, so meint man ein unangenehmes, widerhaariges Wesen, sagt man aber, das ist ein anständiger Mensch, so ist das ein Lob. Na, Sie waren ja auch anständig, Sie wollten nicht nur nehmen, sondern haben auch gegeben, Lob und Tadel hält sich also die Wage, aber einzubilden brauchen Sie sich wirklich nichts darauf." Na da war ich eben wieder einmal gedeppt. Aber nicht nur mein Korb und sämtliche Behälter wurden voll, es mußte noch als Fracht manches nachgeschickt werden. Unsere Säuglingsgedichte waren noch neu, die Apotheke stiftete zweiDutzend Nuppel und 20 Pack Hafermehl, auch mit Säuglingswäsche konnte ich unser Säuglingsmütterlein erfreuen.

Ein andermal wollte ich mir's ein wenig bequemer machen, ich mußte zweimal umsteigen, und gab den Korb auf, fragte aber vorsichtshalber, ob er auch mit mir zugleich ankomme. Selbstverständlich — hieß es. Aber als es sich beim Umsteigen beide mal nur um Minuten handelte, wurde mir schon schwül. Auf der Endstation erwartete mich der Geistliche mit eigenem Gespann, denn es ging noch 11 Kilometer landeinwärts auf zum Teil grundlosem Wege — mein Korb war aber nicht mitgekommen. Bin ich auch von Büchern unabhängig ,so wollte mich doch der Pastor am übernächsten Tage 14 Kilometer weiter schicken und da mußte ich die gespendeten Liebesgaben einpacken können. Wie es der Herr angefangen, am Sonntag Morgen ein Gemeindeglied zur Fahrt nach der Bahnstation willig zu machen, weiß ich nicht. Mir war die Sache sehr peinlich, als Landkind weiß ich, der Landmann sieht, besonders am Sonntag, seine Pferde am liebsten im Stall, es sei denn, daß er zu Taufen oder Hochzeiten seinen schönen Pferdebestand zeigen kann. — Der Pastor hatte hier nur die weiblichen Gemeindeglieder eingeladen, auf meine Bitte lud er beim Vormittags-Gottesdienst nun noch die g a n z e Gemeinde ein, jetzt aber waren die Männer empfindlich, zuerst übergangen worden zu sein und kamen nicht. — Am nächsten Tage bat das zwölfjährige Pfarrtöchterlein, mir beim Eiereinpacken behilflich sein zu dürfen. Kränken wollte ich das Kind nicht und ließ es zu — ich wollte aber doch, ich hätte es nicht getan.

Am nächsten Tag im Nachbar-Kirchspiel angelangt, ging es am Abend noch aufs Nebendorf. Im Sommer soll die Gegend lieblich sein, in der zeitig hereinbrechenden Dunkelheit des Vorfrühlingsabends, dem wolkenverhangenen Himmel, hatte ich nur den Eindruck schwermütiger Öde.

Ziemlich spät wurde der Heimweg angetreten, Herr Pastor kutschierte das gebrechliche Korbwägelchen selber. Weder Baum noch Strauch kennzeichnete den Weg und das kleine, schmalbrüstige Braunchen blieb beinahe alle paar hundert Schritt stehen, sah uns der Reihe nach mit wehmütigem Kopfschütteln an und war nur durch viele kosende Worte zu bewegen, ein Stück weiter zu gehen. Ich träumte mit offenen Augen von russischer Steppe, ein Rudel hungriger Wölfe hinter uns; am andern Morgen hätte dann nur ein Stück selbst für Wolfsmagen unverdaulichen Korbgeflechts Kunde von einem nächtlichen Drama gegeben. Wir kamen tief in der Nacht aber doch glücklich und wohlbehalten im Kirchdorf wieder an. — Auch dort durfte ich am nächsten Vormittag den Konfirmanden und am Abend der Gemeinde etwas erzählen. Zur Bahnstation brachte mich mit meinen Schätzen diesmal ein mit zwei feurigen, jungen Pferden bespannter Kastenwagen. Der Eierkoffer war, von mir nicht beachtet, gerade über die Achse gelegt worden und hüpfte hier vergnüglich auf und nieder. Beim Herunternehmen schon sickerte mir die klebrige Flüssigkeit über die Finger. Soviel zerbrochene Eier habe ich nie heimgebracht, es war wirklich ein einziger, großer Klackeierkuchen.

Lebensweisheiten eines englischen Edelmanns.

Lord Dewar ist einer der witzigsten Tafelredner und daher als Vorsitzender für Diners außerordentlich gesucht. Nachstehend eine kleine Auslese seiner Epigramme:

Der Respekt vor hohem Alter erstreckt sich keineswegs auf Eier.

Die Straße zum Erfolge ist voll von den Frauen, die ihre Männer vorwärts treiben.

Der Hahn besorgt das Krähen, aber die Henne liefert die Ware.

Es ist eine weise Frau, die über die Geschichten ihres Mannes lacht.

Die mohammedanischen jungen Mädchen bekommen ihre künftigen Gatten nicht vor der Hochzeit zu sehen, die unsrigen nur selten nach derselben.

Das heutige Frauenkleid beginnt irgendwo und hört dann plötzlich auf.

Der Mann, der sich heutzutage hinter dem Rock seiner Frau versteckt, ist kein Feigling, sondern ein Magier.

Hoffnung ist das Unterkleid des Optimismus.

Optimismus läßt einen Mann in seinem 95. Lebensjahre einen neuen Anzug mit zwei Paar Beinkleidern bestellen.

Wer auf einen Schlag guten Glücks wartet, wartet vielleicht, bis ihn der Schlag trifft.

Es wird behauptet, ein Narr und sein Geld sind bald auseinander. Das Wunderliche dabei ist nur, wo hat der Narr sein Geld erlangt?

Wenn jemand sagt, sein Wort sei so gut wie sein Schuldschein, dann nehmt den Schuldschein.

Kein Witz erscheint uns so komisch, als der, den wir selber gemacht haben. Ch. P.

Bunte Chronik

* **Das Geständnis.** Der berühmte in Rujen in Livland geborene als Professor in Berlin wirkende Chirurg Ernst von Bergmann, einer der größten Gehirnchirurgen aller Zeiten, war einst als Sachverständiger zu einem Prozeß geladen worden. Es handelte sich um einen Mord oder Totschlag, und Professor von Bergmann, der über ein gewaltiges Organ verfügte, machte mit Donnerstimme an Hand eines Schädels klar, daß von einem Morde keine Rede sein könne, daß vielmehr ein Unglücksfall vorliegen müsse. Da aber der Angeklagte von der in livländischer Mundart gehaltenen Rede kein Wort verstand, vielmehr den Professor auf der Seite des Staatsanwalts wähnte, erhob er sich plötzlich und sagte: „Was soll ich länger leugnen? Ich habe es getan." Trotz des Ernstes der Situation quittierte das gesamte Auditorium mit ungestörter Heiterkeit.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. H e p k e in Bromberg.
Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.